

Leseprobe aus:

Marina Fiorato

Die Madonna von Saronno



Mehr Informationen zum Buch finden Sie [hier](#).

KAPITEL I

Die letzte Schlacht



Meinen Namen zu nennen hat keinen Nutzen, denn ich muss nun sterben.

Lasst mich stattdessen den ihren nennen – Simonetta di Saronno. Für mich besaß er immer den zauberhaften Klang eines Liedes oder einer Gedichtzeile. Sein Rhythmus schmeichelt dem Ohr, und wie die drei Worte von der Zunge rollen, erinnert mich an ihre edle Körperhaltung.

Ich sollte wohl besser den Tag meines Todes nennen. Es ist der vierundzwanzigste Februar im Jahre des Herrn 1525, und ich liege auf dem Rücken auf einem Feld vor Pavia in der Lombardei.

Meinen Kopf kann ich nicht mehr bewegen, nur noch meine Augen. Schneeflocken fallen auf meine warmen Augäpfel und schmelzen dort – ich blinzele die Flüssigkeit weg wie Tränen. Zwischen dem fallenden Schnee und den gefallenen Söldnern sehe ich Gregorio – den vortrefflichsten aller Knappen! – immer noch kämpfen. Er schaut zu mir, und ich entdecke Furcht in seinen Augen – ich muss wahrhaft einen bedauernswerten Anblick bieten. Sein Mund formt meinen Namen, aber ich höre nichts. Die Schlacht tobt um mich, doch ich vernehme nur das Pochen des Blutes in meinen Ohren. Ich höre nicht einmal das Dröhnen der verdammenswerten neuen Waffen, denn die, von der ich getroffen wurde, hat mich mit ihrer brüllenden Stimme ertauben lassen. Gregorios

Gegner verlangt Aufmerksamkeit – er hat keine Zeit, mich zu bedauern, wenn er seine Haut retten will, so sehr er mich auch geliebt hat. Er schwingt sein Schwert mit mehr Kraft als Kunstfertigkeit von links nach rechts, und dennoch, er steht auf seinen Beinen, ich dagegen, sein Herr, liege darnieder. Ich hoffe, dass er den nächsten Morgen erlebt – vielleicht wird er meiner geliebten Dame berichten, dass ich auf ehrenvolle Art gestorben bin. Er trägt immer noch meine Farben, auch wenn sie blutverschmiert sind und in Fetzen hängen. Der Schild in Blau und Silber – die drei silbernen Ovale auf azurblauem Grund. Mir gefällt der Gedanke an meine Vorfahren, die in den Ovalen Mandeln sahen, als sie sich in die Wappenrolle eintrugen. Ich will, dass sie das Letzte sind, was ich sehe. Wenn ich sie alle drei nacheinander angesehen habe, schließe ich meine Augen für immer.

Ich kann trotzdem noch etwas spüren. Tot bin ich noch nicht. Ich bewege meine rechte Hand und ertaste das Schwert meines Vaters. Es liegt immer noch da, wo ich gefallen bin, und ich umklammere sein Heft – es ist abgenutzt durch viele Schlachten und fügt sich gut in meinen Griff. Woher hätte ich wissen können, dass mir dieses Schwert genauso wenig nutzen würde wie eine Vogelfeder? Alles hat sich verändert. Dies ist die letzte Schlacht. Die alten Sitten sind so tot wie ich. Und doch ist es immer noch richtig, dass ein Soldat mit seinem Schwert in der Hand den Tod findet.

Ich bin nun bereit. Aber meine Gedanken wandern von meiner eigenen Hand zu ihrer – ihre Hände sind von vollendeter Schönheit –, nur noch von ihrem Gesicht werden sie übertroffen. Sie sind lang und weiß, wundervoll und fremdartig, denn ihre mittleren drei Finger haben dieselbe Länge. Ich habe ihre Kühle auf meiner Stirn gespürt, und jetzt legt meine Erinnerung ihre Finger erneut an diese Stelle. Erst vor zwölf Monaten lagen sie dort und kühlten mich, als ich das

Wasserfieber hatte. Sie strich mir über die Stirn und küsste sie auch, und ihre Lippen waren kühl auf meiner erhitzten Haut; kühl wie der Schnee, der jetzt meine Stirn küsst. Ich öffne die Lippen, sodass ich den Kuss schmecken kann, und Schneeflocken rieseln hinein, erfrischen mich in meinen letzten Atemzügen. Und ich erinnere mich, dass sie eine Zitrone nahm, sie entzweischchnitt und den Saft in meinen Mund träufelte, damit ich mich wieder besser fühlte. Es war sauer, doch mir wurde der Geschmack durch die Liebe versüßt, mit der sie mich umsorgte. Es schmeckte metallisch, wie der Stahl meiner Klinge, die ich erst heute Morgen küsste, bevor ich meine Männer in die Schlacht führte. Ich habe den Geschmack auch jetzt im Mund. Aber ich weiß, es ist nicht der Saft einer Zitrone. Es ist Blut. Mein Mund füllt sich mit Blut. Jetzt ist es mit mir zu Ende. Lasst mich ihren Namen noch ein letztes Mal sagen: Simonetta di Saronno.

KAPITEL 2

Das Schwert und die Pistole



Simonetta di Saronno saß in ihrem großen Sonnenfenster. Von den hohen Fensterflügeln umrahmt, wirkte sie wie ein Engel von einem *Retabel*, den Altarbildern aus der Kirche. Den Bürgern von Saronno kam dieser Gedanke oftmals, denn sie saß jeden Tag dort und sah mit leerem Blick auf die Straße hinunter. Die Villa Castello, ein quadratisches, vornehmes Haus, lag in majestätischer Einsamkeit etwas außerhalb der Stadt. Es war, wie man so sagte, *passeggiata lunga ma cavalcata corta* – «ein langer Marsch, aber ein kurzer Ritt». Die Villa war dort er-

richtet worden, wo sich die lombardische Ebene langsam zu den Bergen emporschwang, nur so weit erhöht, dass man von dem Haus einen Blick über die kleine Stadt hatte und dass die Leute vom Marktplatz der Stadt aus das Haus sehen konnten. Mit seinem Verputz in der Farbe eines roten Hummers, seinen eleganten Säulengängen und den vornehmen, hohen Fenstern wurde es vielfach bewundert und hätte Neid erwecken können – wenn seine großen Tore nicht jederzeit allen offen gestanden hätten. Die Händler und Bittsteller, die sich auf dem langen, gewundenen Pfad durch die üppigen Gärten und Parks der Tür näherten, hörten von den Bediensteten stets – und darin waren sich alle einig –, wie großzügig ihre Herrin und ihr Herr waren. Tatsächlich konnte man in der Villa die Saronnos selbst symbolisiert sehen; nahe genug an der Stadt, um ihre Verpflichtungen als Feudalherren zu erfüllen, und zugleich weit genug entfernt, um sich von ihr abzusondern.

Simonettas Flügelfenster konnte man schon von der Straße nach Como sehen, die sich als unbefestigte Bahn zu den schneebedeckten Bergen und den spiegelnden Seen emporschlangelte. Die Gemüseverkäufer und die Warenhändler, die Hausierer und die Wasserträger, alle sahen die Dame in ihrem Fenster, Tag für Tag, wenn sie zu ihren Geschäften unterwegs waren. In früheren Zeiten hätten die Leute darüber vielleicht einen Scherz gemacht, doch diese Zeiten der Fröhlichkeit waren vorbei. Zu viele Männer waren in einen der zahlreichen Kriege gezogen und nicht mehr zurückgekommen. Kriege, die kaum etwas mit ihrer Lombardei zu tun zu haben schienen, sondern eher mit den größeren Zielen und den niedrigen Beweggründen hochgestellter Herren – mit dem Papst, dem König von Frankreich und dem machtgierigen habsburgischen Kaiser. Ihre kleine, prosperierende, safranfarbene Stadt Saronno, die zwischen den städtischen Herrlichkeiten von Mailand und der silbrigen Gewaltigkeit der Berge lag,

hatte sehr unter den Auseinandersetzungen gelitten. Söldnerstiefel hatten die schönen Pflaster der Piazza abgelaufen, und stählerne Steigbügel hatten Stücke aus dem weichen Stein an Häuserecken geschlagen, als die Reiterarmeen von Frankreich und aus dem Kaiserreich in einem Sturm falschen Gerechtigkeitsempfindens durchgezogen waren. Daher wussten die guten Leute von Saronno, worauf Simonetta wartete, und obwohl sie eine hochgestellte Dame war, verspürten sie Mitleid für sie und ihr menschliches Empfinden, das sie mit allen Müttern, Frauen und Töchtern der Stadt teilte. Sie bemerkten alle, dass Simonetta, sogar als der Tag gekommen war, den sie so sehr gefürchtet hatte, weiter im Fenster saß, Tag und Nacht, und seine Rückkehr erhoffte.

Über die Witwe von der Villa Castello, denn das war sie nun, wurde viel geredet in der Stadt. Die alten, goldfarbenen Steine, aus denen Saronno gebaut worden war, die sternförmig von der Piazza abgehenden Straßen, hörten alles, was die Bürger zu sagen hatten. Sie sprachen von dem Tag, an dem Gregorio di Puglia, der Knappe des Herrn Lorenzo, blutig und verletzt den Weg zur Villa emporgetaumelt war. Die Mandelbäume, die den Weg säumten, wiegten sich sacht, als er vorüberging, ihre silbrigen Blätter flüsterten die folgeschwere Nachricht, die er zu überbringen hatte. Endlich verließ die Herrin ihren Platz im Fenster, nur dieses eine Mal, und erschien am Eingang der Loggia. Sie strengte die Augen an, wollte sie zwingen, in der Erscheinung, die sie vor sich hatte, den Herrn und nicht den Knappen zu sehen. Als sie den Gang und die Gestalt Gregorios erkennen musste, traten ihr Tränen in die Augen, und als er näher kam und sie das Schwert sah, das er bei sich trug, sank sie leblos zu Boden. Das alles hatte Luca gesehen, der Sohn vom alten Luca und Untergärtner der Villa. Der Junge hatte als einziger Zeuge dieser Szene in der Stadt mehrere Tage lang einige Berühmtheit genossen. Wie ein Wanderprediger erzählte er

davon einer kleinen Gruppe von Leuten aus der Stadt, die sich in den Schatten des Campanile drängten, um Schutz vor der stechenden Sonne zu finden und sich den Klatsch anzuhören. Die Menge bewegte sich mit dem wandernden Schatten, und es dauerte eine volle Stunde, bis das Interesse und die Mutmaßungen ein Ende fanden. Sie sprachen so lange von Simonetta, dass sich sogar der Kirchenggeistliche, sonst eine langmütige Seele, bemüßigt fühlte, die Kirchentür zu öffnen und Luca aus der dunklen Kühle heraus einen kopfschüttelnden Blick zuzuwerfen. Der Untergärtner beeilte sich, zum Schluss seiner Geschichte zu kommen, während sich die Tür der Kirche wieder schloss, denn er wollte nicht gerade den fesselndsten und geheimnisvollsten Moment der ganzen Tragödie auslassen. Der Knappe hatte nämlich noch etwas anderes vom Schlachtfeld mitgebracht: lang und metallisch war es ... nein, kein Schwert. Luca wusste nicht genau, was es war. Er wusste nur, dass die Herrin und der Knappe einige Stunden in einem vertraulichen und ernsten Gespräch verbracht hatten, nachdem sie das Bewusstsein wiedererlangt hatte. Danach war die Herrin wieder in ihrem Fenster erschienen, und dort würde sie wohl auch noch bis zum Jüngsten Tag bleiben. Bis zu dem Tag, so erflehten es alle von Gott, an dem sie wieder mit ihrem Gatten vereint würde.

Simonetta di Saronno fragte sich, ob es überhaupt einen Gott gab. Sie erschrak vor ihrem eigenen Gedanken, doch nachdem er einmal in ihrem Kopf aufgetaucht war, konnte sie ihn nicht mehr loswerden. Mit tränenlosen Augen und steifen Gliedern saß sie da und schaute hinunter zu den Mandelbäumen, während der Himmel sich abendlich färbte und die Steine unter ihren Händen die Sonnenwärme verloren. Saronno lag am Fuße der Berge und strahlte im Dämmerlicht kupfrig wie eine Münze, die jemand verloren hatte. Das Gefühl, abgesondert

zu sein, das sie früher geschätzt hatte, überwältigte sie nun: Ihr abgelegenes Haus war zu ihrem Gefängnis geworden, als wäre sie eine Maid aus alten Erzählungen, die in ihrem Turm von einem Drachen bewacht wurde, oder eine Novizin, die abgeschieden in einer Zelle lebte. Rafaela, ihre Zofe, legte ihr einen weichen Pelzumhang um die Schultern, doch Simonetta bemerkte es kaum. Und genauso wenig fühlte sie die Wärme. Das Einzige, was sie spürte, war der Schmerz, der in ihrer Brust saß, als hätte sie einen Stein verschluckt. Nein – eine Mandel. Denn als man ihr die erste Frucht von den Bäumen gegeben hatte, die mit ihrer Mitgift erworben worden waren, hatte sie die ganze harte Steinfrucht mit ihrer Schale hinuntergeschluckt. Sie war eine dreizehnjährige Braut gewesen, und Lorenzo, selbst erst fünfzehn Jahre alt, hatte ihr die Mandel gegeben, denn das gehörte zu der Zeremonie, die in ebendiesem Hain abgehalten worden war, auf den sie jetzt Tag und Nacht hinabschaute. Sie hatten in der Chorkirche Santa Maria dei Miracoli in Saronno geheiratet. Die schöne weiße Kirche mit ihrem achteckigen Baptisterium, dem kühlen Kloster unter den Bäumen und dem schlanken neuen Turm, der sich himmelwärts reckte, hatte nie zuvor solchen Prunk gesehen. Das neue Glockenspiel ließ die frohe Kunde über die Ebene schallen – zwei bedeutende Familien hatten sich vereint, während die Leute auf der Piazza jubelten und feierten. Danach kam die eher heidnische Zeremonie in dem Hain, wo die Kindsbraut und der Kindsbräutigam Kronen aus silbernen Mandelblättern trugen und einige der Früchte austauschten. Die Übergabe und das Essen einer ungeraden Anzahl von Mandeln bei einer Hochzeit war ein sehr alter Brauch, der Glück, gute Ernten und Fruchtbarkeit bringen sollte. Doch die Zeremonie war nur zögernd vonstattengegangen, denn Simonetta wäre bei dem Versuch, die Mandel mitsamt der harten Schale zu essen, fast erstickt. Lorenzo hatte gelacht, als

ihre Mutter ihr Wasser und Wein gegeben hatte, um die Nuss hinunterzuspülen. «Du musst sie zuerst aufbeißen, sie mit den Zähnen knacken!», rief er liebevoll. «Erst dann schmeckst du ihre Süße.» Er hatte recht – denn sie hatte nur den Geschmack von trockenem Holz im Mund gehabt. Dann küsste er sie – und da war alle Süße, die sie jemals im Leben begehren würde.

Sie erinnerte sich, dass die Mandel während der ganzen Hochzeitsfeier in ihrer Kehle gesteckt hatte. Ihre Mutter, die gerne Moralpredigten hielt und Gottes Hand allerorten wirken sah, verbot ihr grimmig, sich zu beschweren. «Diese Lektion wirst du hoffentlich nicht vergessen, meine Tochter. Manchmal müssen Dinge zerstört werden, damit wir ihre Süße kennenlernen können. Dein Leben war leicht und voller Glück, du bist in deiner Kindheit mit viel Liebe bedacht worden und nun mit Schönheit und einer sehr guten Ehe gesegnet, doch kein Leben geht immer auf diese Art weiter. Eines Tages wirst auch du leiden, und daran solltest du immer denken. Nur so kannst du die Kraft deiner Gefühle wirklich erfahren und gottgefällig leben – im Leiden, aber auch in der Erleuchtung.»

Simonetta hatte geschwiegen und noch ein bisschen Wein getrunken. Ihr war bewusst, dass sie ihrer Mutter verpflichtet war und ihr Gehorsam schuldete, doch schließlich bewegte die Mandel sich in ihren Magen, und sie spürte stattdessen die Wärme des Rebensaftes. Sie ließ die Augen zu ihrem Bräutigam wandern und fühlte noch eine andere Wärme: eine sündige Erregung und Freude darüber, dass sie mit diesem jungen Gott verheiratet war und bald ihre Hochzeitsnacht anbrechen würde ... Sie hörte ihrer Mutter nicht länger zu. Sie nahm sich vor, für immer mit Lorenzo glücklich zu werden, und sie wusste, dass dieser Wunsch Wirklichkeit werden würde. Außerdem glaubte Simonetta den Grund für die Unzufrieden-

heit ihrer Mutter zu kennen – sie sah an ihr vorbei zu ihrem Vater. Gutaussehend und kräftig gebaut, hatte er seine Tochter angebetet, seit sie auf der Welt war, doch sie war keineswegs die einzige junge Dame, die er anbetete. Simonetta wusste, wie sehr ihre Mutter wegen der *amours* ihres Vaters gelitten hatte. Hausmädchen, die mit einem Mal frech wurden, Wein verkaufende Dirnen, die zu oft ins Haus kamen. Simonetta war sicher, dass ihr keine solche Zukunft bevorstand. Sie hatte nach Lorenzos Hand gegriffen und allzu gern vergessen, was ihre Mutter gesagt hatte.

Bis jetzt.

Woher hätte sie wissen sollen, dass ihr Leben auf *diese* Art zerstört werden würde? Durch diesen unerträglichen Schmerz, den ihr der Tod des Mannes zufügte, der sie so lange glücklich gemacht hatte? Sie war davon überzeugt, dass sie alles hätte ertragen können, nur das nicht. Selbst wenn Lorenzo anderen Frauen schöne Augen gemacht hätte, was er nie getan hatte. Nun glaubte sie, dass sie auch die Herausforderungen der Untreue gemeistert hätte. Wenn er nur noch da wäre, noch lebte, mit ihr lachen und scherzen würde, wie er es immer getan hatte. Doch an diesem Gefühl, an diesem erstickenden Klumpen in ihrer Brust, diesem Leid, dessen Sitz in ihrem Körper sie genau bestimmen konnte, würde sie sterben, so wie auch er gestorben war. Und es wäre ein Segen. Sie legte ihre weißen Hände auf das Schwert – sein Schwert, das Gregorio vom Schlachtfeld nach Hause gebracht hatte. Dann wandte sie sich dem anderen Ding zu, das ihr Gregorio gegeben hatte. Es war lang und wirkte bedrohlich mit seinem metallischen Rohr und dem hölzernen Griff, aus dem an einer Seite eine gebogene Metallkralle hervorstand. Sie konnte das Ding kaum hochheben, selbst wenn sie es gewollt hätte.